

ANN ROSE

SCHATTEN RAUSCHEN

POTSDAM ROMAN

Ann Rose

Schattenrauschen

Potsdam Roman

Was, wenn dein größter Fehler nicht nur dein Leben verändert, sondern auch das deiner Familie zerstört?

Julie fühlt sich allein. Der Umzug nach Potsdam, weit weg von ihrer alten Schule und ihren Freunden, war nicht ihre Entscheidung. Nur Ava ist für sie da – cool, charismatisch, mutig. Doch was als Freundschaft beginnt, wird gefährlich: Ein Cyberangriff, ein USB-Stick und ein Verrat, der ihren Vater ins Gefängnis bringt.

Doch dann entdeckt sie auf dem Dachboden ihres neuen Zuhauses einen alten Brief. Verfasst vor siebzig Jahren, öffnet er ein dunkles Kapitel Potsdamer Geschichte. Julies neues Zuhause war einst Teil der „Verbotenen Stadt“, der geheimen KGB-Zentrale in der Nauener Vorstadt. Der Brief stammt von Hannes, der genau in diesem Haus verhaftet wurde – für einen Fehler, den er nie wieder gutmachen konnte. Die Vergangenheit beginnt zu sprechen und Julie erkennt, dass sie nur dann frei sein kann, wenn sie endlich die Wahrheit sagt. Auch wenn sie dabei alles verlieren könnte.

Zwei Jugendliche. Zwei Zeiten. Eine Geschichte über Schuld, Mut – und darüber, was es wirklich heißt, Verantwortung zu übernehmen.

HANNES 1950 – VERBOTENE STADT

Schweiß läuft mir über die Stirn und brennt in den Augen. Der Soldat vor mir hebt leicht die Schulter, seine Narbe am Hals tritt hervor und das Maschinengewehr zuckt. Ich blinzele zum Wachturm hinauf, der sich scharf vor dem bleigrauen Himmel abhebt. Dort steht ein zweiter Soldat, reglos. Seine Silhouette wirkt, als hätte sie jemand ausgeschnitten. Das Gewehr in seiner Hand schwebt über der Brüstung.

Die Luft ist schwül und riecht nach heißem Blech und feuchtem Staub.

„Arme und Beine ausstrecken.“ Der mit der Narbe positioniert sich direkt vor mir. Der steife Uniformstoff knistert leise. Ich stelle mich breitbeinig hin, hebe die Arme, starre auf den hohen Holzzaun und das geschlossene Tor. Der Soldat beginnt, meinen Körper abzutasten. Meine Arme, die verschwitzten Achseln, den Rumpf. Mein Atem stockt. Ich zwingen mich, gleichmäßig zu atmen, mich nicht falsch zu bewegen, nicht zu denken. Bloß nicht auffallen.

Wenn er den Zettel findet, dann werde ich nie wieder einen Fuß aus der Verbotenen Stadt setzen, diesem geheimen Ort, den sich die Sowjets vor fünf Jahren unter den Nagel gerissen haben.

Er geht in die Hocke und tastet erst mein linkes, dann mein rechtes Bein ab. Je näher er dem rechten Knöchel kommt, desto lauter hämmert mein Herz. Hört er es? Ich schiele nach unten.

Aber seine Bewegungen bleiben ruhig. Wie jeden Tag. Seine Griffe kribbeln auf meiner Haut. Schweißtropfen laufen meinen Rücken hinunter, sammeln sich in der Kuhle über dem Hosenbund.

Mit beiden Händen umschließt er meine Knöchel, seine Finger tasten an meinen Schuhen. Er hält inne.

Hat er den Zettel entdeckt?

Er sieht zu mir auf. Seine Gesichtszüge sind kalt und starr. Kein Ausdruck, keine Regung.

„Was ist?“, ruft der Soldat vom Turm.

Ein Klicken. Metall auf Metall, kaum hörbar, aber eindeutig. Das Maschinengewehr wird entsichert. Mein Körper friert in der Bewegung ein. Dann spaltet ein greller Blitz den Himmel. Alles wird weiß. Für einen Moment gibt es nur Licht. Gleißendes, blendendes Licht.

Dann der Knall. So laut, dass mir das Herz in der Brust stehen bleibt. Mein ganzer Körper zuckt, als hätte mich etwas getroffen. Ich halte die Luft an, warte auf den Schmerz.

Aber er kommt nicht.

„Hat Angst vor dem Gewitter“, sagt der mit der Narbe und richtet sich auf. Er lacht.

Mein Atem bricht stoßweise aus mir heraus. Nur ein verdammter Donner. Aber in meinem Kopf hallt der Knall nach wie ein Echo in einer leeren Halle. Beide Soldaten lachen. Ich wische mir den Schweiß von der Stirn und zwingen mich zu einem Lächeln.

Schlagartig wird der mit der Narbe wieder ernst. Er tritt gegen meine Schuhspitze.

Und sofort ist das Bild wieder da: Ich, gefesselt, auf derselben Straße, die ich gerade gekommen bin, diesmal auf dem Weg ins Gefängnis.

Eine Windböe umhüllt mein Gesicht wie kalter Nebel, mein Blick verengt sich zu einem schmalen Schlitz. Die Welt verblasst. Wenn sie mich jetzt kriegen, bin ich für die da draußen

verschwunden. Für meine Familie nur noch eine Erinnerung. Ein leerer Platz am Abendbrottisch.

Hinter uns grollt erneut der Donner, dumpfer als zuvor, als hätte jemand zwei Kissen auf meine Ohren gedrückt. Aber der Soldat riecht schärfer denn je. Nach Schweiß und saurem Atem.

„Er wird blass. Ob er sich in die Hose macht?“ Seine Stimme ist spöttisch. Er schaut zum Turm hoch. Der andere lacht, kratzig und kurz, wie das Bersten von trockenem Holz.

„Es ist nur die Hitze“, stammle ich.

Der mit der Narbe verzieht das Gesicht, kneift die Augen zusammen.

Er glaubt mir nicht.

Wieder stößt er gegen meinen Schuh. „Wie viele haben diese abgelatschten Dinger schon getragen?“

„Ich...“ Es dauert einen Moment, bis ich begreife, dass ich nicht aufgefliegen bin. „... habe vier Brüder.“

Er wirft einen letzten Blick auf meine Schuhe.

„Dreh dich um.“ Er tastet meinen Rücken ab. Wieder zuckt ein Blitz über der Straße vor mir.

Die Einfamilienhäuser rechts und links gleißen in weißem Licht. Hier wohnen die Generäle. Die einfachen Soldaten wie die beiden hinter mir leben in der Kaserne, gleich gegenüber der Villa des Generals Smirnow. Meinem Arbeitsplatz.

Ein weiterer Blitz über Babelsberg. Ich zähle im Kopf: 21, 22, 23 ... 28. Dann der Donner. Vielleicht schaffe ich es noch zu Peter, bevor der Regen kommt. Der wird was hören. Wie konnte ich mich bloß von ihm überreden lassen, dem Geheimdienst etwas zu stehlen?

Der Soldat klopft mir auf die Schulter. Ich drehe mich um und er öffnet das große Holztor. Mit jedem Schritt, den ich gehe, wird das Dröhnen in meinem Kopf leiser. Das Tor fällt hinter mir zu. Ein Radfahrer rattert über das Kopfsteinpflaster an mir vorbei. Sein Blick streift mich nur kurz, dann schaut er rasch

weg. Ich bin wieder draußen. In dem Potsdam, das jeder kennt.
Außerhalb der Sperrzone.

JULI - KAMIN

Draußen vor der Villa von Avas Eltern kriecht die feuchte Luft in meinen Nacken und in die Hosenbeine. Es ist dunkel, kurz vor Mitternacht. Trotz des Wodkas fühlt sich alles kalt und ernüchternd an. Ich schiebe die Kälte vor mir her, gehe weg von Ava, Schritt für Schritt. In meinem Kopf dreht sich das Gedankenkarussell, immer schneller, ohne Halt.

Mit meinen Freundinnen in München war alles leichter. Wenn wir uns im Club oder in unserem Lieblingscafé in meiner Straße getroffen hatten, war ich einfach glücklich. Bei Ava ist es anders. Mal lässt sie mich spüren, dass ich ihr wichtig bin, dann wieder stößt sie mich weg. Alles ist ein ständiges Auf und Ab. Wie eine Welle, die mich mitreißt und dann stehen lässt.

Das dumpfe Klacken meiner Schritte auf dem Pflaster ist das einzige Geräusch in der Straße. Die parkenden Autos ducken sich unter den schweren Kronen der Kastanien. In den alten Villen sind die Fenster schwarz, nur an den Hausecken blinken die Alarmanlagen rot. Am Kindergarten taucht das Laternenlicht die Baumstämme der verlassenen Klettergerüste in ein grelles, unnatürliches Orange.

Ich fühle mich allein. Wie so oft in den letzten Wochen.

Trotz allem, Ava ist da. Irgendwie. Sie weiß, wie ich mich fühle. Als Einzige.

Am Ende der Straße biege ich nach links in die Große Weinmeisterstraße. Hinter mir liegt die verlassene Bushaltestelle, an

der wir vor ein paar Stunden ausgestiegen waren. Ich gehe im Zickzack bis zur Langhansstraße, die sich zwischen die anderen Straßen versteckt. Ich werde langsamer, bleibe fast stehen. Jetzt bin ich weit genug weg von Ava, aber mein Zuhause rückt näher, zu nah.

Der Alkohol steigt mir wieder in den Kopf. Alles rauscht und mir ist schwindelig.

Unser Haus ist am Ende einer Sackgasse. Dahinter beginnt der Park, das Mirbachwäldchen.

„So schön versteckt und ruhig“, hatte Mama bei der Besichtigung gesagt. Obwohl Papa in Berlin arbeitet, wollte sie unbedingt in Potsdam wohnen, in der Stadt, in der sie aufgewachsen war. Die Nauener Vorstadt fand sie spannend. „Dieser Stadtteil war zur DDR-Zeit von den Sowjets besetzt. Hier durfte keiner rein“, sagte sie mit leuchtenden Augen.

Wären wir nach Berlin gezogen, dann wäre wenigstens noch was los gewesen. Aber hier? Hier ist einfach nichts. Und alles ist grässlich. Was soll ich mit einem Ort, der früher mal gesperrt war? Ich würde ihn heute noch abschließen.

Jedes Haus sieht gleich aus. Zwei Reihen rechts und links: breite gelbe Fassaden, rote Spitzdächer mit halbrunden Giebelfenstern, alle zur Straße hin. Nur am Rande des Parks verändert sich das Bild. Unser Haus steht mit dem Giebel zum Nachbarhaus, das mal eine Kaserne war.

Nicht mal dieser klobige Bau hatte Mama gestört. „Es ist perfekt“, hatte sie gesagt und war wie Kind hin und her geeilt. Papa stand daneben, starrte in sein Handy. Mich hat niemand gefragt. Was ich von der Straße, vom Umzug, vom Weggehen hielt, war egal. „Du wirst sehen, bald fühlst du dich wie zuhause, als wärst du nie in München gewesen“, hatten sie stattdessen gesagt. Als wäre mein Leben dort nur ein Versehen.

Der gesprungene Asphalt unter meinen Sneakers knirscht, holt mich zurück in die Realität, zurück zu den Einheits-

Häusern. Auf den Einfahrten glänzen schwarze SUVs wie Tropfen. Daneben akkurat platzierte Blumentöpfe. Alles hübsch angerichtet für Besucher, die nie wirklich willkommen sind.

Je näher ich dem Wäldchen komme, desto feuchter wird die Luft. Sie hängt wie ein schwerer Teppich über der Straße. Der Waldboden riecht modrig. Eine Nachtigall ruft, laut und schrill, fast zu hell für diese Dunkelheit.

Ein blaues Licht taucht zwischen den Bäumen auf. Es kommt näher. Im Lichtkegel tauchen ein Mann im Trainingsanzug und sein Golden Retriever auf. Das Halsband leuchtet. Ohne ein Wort schlurfen sie an mir vorbei. Als ich durch das Gartentor trete, blendet mich das weiße Licht der Briefkastenlampe. Das Kopfsteinpflaster der Auffahrt ist vom Abendtau rutschig und glänzt silbern im Laternenschein.

„Das Äußere lassen wir erst einmal. Drinnen wird alles neu gemacht“, hatte Papa gesagt, als wir das erste Mal hier standen.

Eine alte schwarze Blechleuchte hängt über der Haustür. Vor dem Garagentor steht ein verbeulter Container, randvoll mit Bauschutt und den herausgerissenen Resten aus dem Haus. Es sieht aus wie geborstene Knochen.

Im Erdgeschoss ist alles dunkel. Mama und Papa sind unterwegs. Nur das Gaubenfenster unter dem Dach leuchtet wie ein waches Auge. Wahrscheinlich hat irgendein Handwerker vergessen, die Lampe auszumachen. Während ich den Schlüssel aus meiner Jackentasche fische und die Tür aufschließe, starrt es zu mir herunter.

Drinnen ist es still. Es riecht nach frischer Farbe und Lack. Die alten Tapeten und die Holzverkleidung sind weg. Die Wände sind glatt verputzt und gestrichen. Die Möbel stehen schon an ihrem neuen Platz.

Nach dem Heimweg an der frischen Luft bin ich wach. Ich streife durchs Haus, schiebe die Bauplane am Treppenaufgang einen Spalt zur Seite, schlüpfte in die Baulatschen und steige hoch ins Dachgeschoss. Die alte Holzterrasse knarrt und der

Staub, der überall im oberen Stockwerk liegt, knirscht unter meinen Sohlen. Die Handwerker sind noch mitten im Abriss.

Auf dem Dielenboden steht der vergessene Baustrahler. Staub tanzt im Licht. Alles wirkt, als hätte jemand gerade eben erst aufgehört zu arbeiten.

„Hier wird dein Reich sein“, hatten Mama und Papa gesagt, als wir das Haus besichtigt hatten. In München war mein Zimmer neben ihrem Schlafzimmer. Jetzt wohne ich nicht einmal mehr auf demselben Stockwerk.

„Du bekommst ein Bad ganz für dich allein und eine kleine Kochecke“, hatte Mama damals begeistert gemeint und in die Ecken gezeigt.

Im Moment stehen da nur Werkzeuge und Baumaschinen herum. Die Luft ist warm und staubig. Ich gehe bis zum Gaubenfenster, streiche mit den Fingern über den abblätternen Rahmen und drehe den silbernen Fenstergriff, der wie eine Welle aussieht. Kühle Nachtluft strömt herein. Gegenüber ragen die Baumkronen des Mirbachwäldchens in den Himmel. Das Licht der Laterne schimmert durch die Blätter und beleuchtet auf der anderen Seite des Parks das alte Gefängnis. Da sitzt längst niemand mehr drin. Und trotzdem ist es gruselig. Die Härchen auf meinem Arm stellen sich auf, ich schließe das Fenster schnell wieder. Ich drehe mich um, bleibe stehen und schaue durch den Raum. Versuche mir vorzustellen, wie das hier einmal mein Zimmer werden soll. Wo stelle ich das Bett hin? Den Schreibtisch? Die Regale? Ich habe keine Ahnung.

An der hinteren Wand steht ein Kamin aus Backsteinen. Links und rechts grenzt eine dunkelbraune Holzverkleidung an, die meine Eltern im Erdgeschoss schon herausgerissen haben. Ich fahre mit den Fingern über den staubigen Rand. Ob ich das hier oben behalten will? Ich weiß nicht mal, wie ich das finde.

Auch beim Kamin bin ich unsicher. Soll er bleiben? Mit dem Zeigefinger fahre ich die Wand entlang bis zum Kaminsims, der über meinem Kopf endet.

Dabei bleibt mein Finger an einer Kante hängen. Zwischen Sims und Wand klemmt ein kleines, dreieckig gefaltetes Stück Papier. Es knistert leise, als ich es berühre. Ich versuche, es mit den Fingern zu fassen, aber es sitzt fest.

Ich suche nach etwas, auf das ich steigen kann. Neben dem Baustrahler steht ein schwarzer Gummieimer voller Werkzeug. Ich kippe ihn aus und stelle mich drauf. Das Dreieck ist ein gefaltetes Blatt Papier. Mit einem Metallspachtel aus der Werkzeugecke kratze ich vorsichtig den Staub aus dem Spalt, schiebe ihn zur Seite. Langsam ziehe ich das Papier heraus und falte es auseinander.

Ein Brief. Von einem Hannes. Oben rechts steht der 24.4. 1950. Daneben hat jemand ein kleines Doppeldeckerflugzeug gezeichnet.

Wahnsinn! Der Brief ist über siebenzig Jahre alt. Fast fünfmal so alt wie ich. Die Ecke, die aus dem Kamin herausgesehen hat, ist braun verfärbt. Die Nähte sind leicht eingerissen. Das Papier riecht nach Rauch. Die Schrift ist zittrig, aber gut lesbar. Ich hatte noch nie so einen alten Brief in der Hand. Mein Herz schlägt schneller, als ich zu lesen beginne.

Wenn ihr das lest, werden sie mich bereits abgeholt haben, und ich bin aus eurem Leben verschwunden. Vielleicht sehen wir uns nie wieder.

Ein Abschiedsbrief. Von Hannes an seine Familie. Aber warum war der hinter dem Kamin versteckt?

Ihr wisst nicht einmal, dass es die Verbotene Stadt gibt, in der ich mich gerade aufhalte und von der aus ich euch schreibe. Ich habe nicht viel Zeit. Ich bin mir sicher, dass sie mich gleich holen werden...

Ich lese langsam, Wort für Wort. Es ist, als würde der unbekannte Hannes mir direkt ins Ohr flüstern. Mein Herz klopft.

Mir wird schwindelig und der Raum um mich herum verändert sich. Die Vergangenheit schiebt sich in jede Ecke, in jeden Winkel. Für einen Moment habe ich das Gefühl, Hannes steht hier. Mit mir.

Die Wände rücken näher, der Raum wird zu eng. Ich falte den Brief schnell zusammen und laufe die Treppe hinunter.

Die Bauplane am Treppenabsatz flattert kurz, als ich hindurchschlüpfe, als würde sie die Vergangenheit aussperren. Ich beruhige mich langsam. Gehe ins Gästezimmer, das während der Bauarbeiten mein Zimmer ist.

Überall stehen Umzugskartons. Bücher und Klamotten quellen heraus. Ich schiebe den Brief in das Schubfach des weißen Nachttischs, lege mich aufs Bett. Der Raum liegt schwer über mir. Mit der Decke bis zur Brust starre ich nach oben. Die Worte „Verbotene Stadt“ flattern durch meinen Kopf wie aufgeschreckte Motten und begleiten mich in den Schlaf.

Impressum

© 2025 Ann Rose

Lektorat: Christine Storck | <https://storyshake.de>

Cover: Lea Böttcher | LAB Buchdesign | www.lab-buchdesign.com

Verlag: BoD · Books on Demand GmbH, Überseering 33, 22297 Hamburg, bod@bod.de

ISBN: 9783819278112

Alle Rechte vorbehalten. Änderungen vorbehalten.